Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 21

Artikel: Niklaus von der Flüh
Autor: Fröhlich, A.E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671529

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am Golzerensee im Maderanertal (Uri). Phot. P. Tschannen, Zürich.

allen Engeln des Himmels umgeben und umsungen.

Die Mutter saß noch ein Weilchen allein zusammen mit der alten Marei und den Läublileuten. Sie plauderten in gedämpften Tönen und ergingen sich in seligen Erinnerungen. Gerda blieb ernst. Sie dachte an Sigmund. Doch, sie wollte zufrieden sein. Es war ein gesegneter Tag gewesen.

Die alte Marei erhob sich und rüstete sich auf den Heimweg. Sie nahm den herzlichen Dank Gerdas mit Rührung entgegen. „Wer redet von Dank, wo ich von Dir und Deinen Eltern so unendlich viel Gutes erfahren habe."

Herr und Frau Läubli waren die letzten. Sie durften wohl noch etwas ausharren. Sie hatten ja nur zwei Treppen tiefer zu steigen. Als sie sich anschickten, der Mutter Gute Nacht zu wünschen, versicherte sie Frau Läubli: „So schöne Weihnachten haben wir noch nie gefeiert."

Und das Väterchen meinte: „Das Herz ist mir wieder aufgegangen. Wahrhaftig, ich bin noch einmal jung gewesen."

(Fortsetzung folgt.)

Niklaus von der Flüh. *)

Von A. E. Fröhlich.

Den die Einsamkeit empfangen,
Im Gebirg ein Baumgezelt:
Heil ihm, der so eingegangen
Hier schon in die bess're Welt!

Der sein Tagewerk vollbracht;
Über dem die ganze Wonne
Einer kühlen Abendsonne,
Einer warmen Sommernacht.

*) Aus dem Buche: 100 Balladen und historische Gedichte aus der Schweizergeschichte. Herausgegeben von Ernst Eschmann. Verlag Orell Füßli, Zürich.

Tot ist ihm das Weltgepränge,
Eines Irrlichts flüchtiger Schein;
Ob die Klause trüb und enge,
Gehen Engel aus und ein.
Daß ihm, frei von leerem Klang,
Neu die Erd' ein Himmel werde
Und der Himmel eine Erde,
Ist ihm Speise lebenslang.

Andacht leiht ihm hohe Kunde,
Alle Worte tief und klar,
Und am liebevollen Munde
Hängt ihm seiner Enkel Schar.
Was er segnend ihnen spricht:
„Wie den Frommen ewger Frieden,
Armen Überfluß beschieden,"
Strahlt von seinem Angesicht.

Häupter, hoch in Schlacht und Siegen,
Beugen nun sich der Gestalt;
Seinem Wort muß unterliegen
Ihres Bruderkriegs Gewalt.
Heil ihm, der das Vaterland
Hat der Todesstund entnommen;
Heil der Zeit, wo an den Frommen
Sich ein solcher Glaube fand!

Noch gesegnet ist die Stätte,
Wo sie ihn zur Gruft gesenkt;
Wo der Pilger mit Gebete
Solchen heilgen Wandels denkt.
Aus der Gruft noch ruft sein Wort:
„Wer sich selber hat bezwungen,
Ist zum höchsten Sieg gedrungen;
Eintracht bleibt des Landes Hort!"

Demokratie.*)

Von Fritz Marti.

Es gab eine Zeit, sie liegt gar nicht so weit zurück, da fühlte sich jedes Jüngelchen, das kaum fest auf seinen dünnen Beinchen stehen konnte, das aber seinen Nietzsche gelesen hatte, wichtig und groß in seiner Verachtung der „Vielzuvielen". Mochte es selbst auch der Vielzuviele sein.

Indessen, auch meine Schulkameraden und ich, wir waren lange bevor wir Nietzsche gelesen, ja bevor wir eine Ahnung von dem Philosophen hatten, mit unserer Demokratie nicht recht zufrieden, aber nur, weil sie uns zu wenig demokratisch war. In unseren eifrigen politischen Diskussionen fanden wir nämlich, infolge eines vor unseren Augen liegenden Beispiels, unsere Republik sei eigentlich nur eine größere Zahl kleiner Monarchien, in denen einzelne hervorragende Männer, manchmal auch nur Demagogen, die Rolle von Königen spielten. Wir ahnten nicht, welches Lob wir mit diesem Vorwurf eigentlich der Demokratie spendeten. Heute wäre die Versuchung dazu weniger groß.

Zwar ist die Jugend am eilfertigsten und strengsten in der Kritik. Jedoch auch später, als wir reifer und einsichtiger geworden, gab es Zeiten, da unser Glaube an die Vortrefflichkeit und Berechtigung der reinen Demokratie eine Prüfung zu bestehen hatte. Jeder ernste Volksfreund und Patriot macht solche Stimmungen durch in Zeiten, da die Schattenseiten der Demokratie gar zu grell, ja verhängnisvoll hervortreten und ihr Licht verdunkeln. So, wenn notwendige Fortschritte trotz allen Anstrengungen der Besten immer und immer wieder am Volkswillen scheitern und nicht zu verwirklichen sind, wenn das Volk bloß nach der Pfeife von Demagogen tanzt und sich für ihre selbstsüchtigen Zwecke mißbrauchen läßt, oder wenn in seiner Auffassung und seinem Begehren ein großes Mißverhältnis besteht zwischen den Rechten und Pflichten, die die demokratische Staatsform dem Souverän nun einmal verleiht und auferlegt. Ja, bei gewissen Erscheinungen und in der Anwandlung einer besonders pessimistischen Stimmung denkt etwa der Patriot sogar an die Demokratien der Vergangenheit, die an den Fehlern ihrer Bürger zum Teil nach kurzer Dauer zugrunde gingen — er denkt an das herrliche Athen, an das mächtige römische Weltreich und die ruhmvolle alte Eidgenossenschaft. In solchen trüben Stunden sagt er sich, daß es ein Irrtum wäre, anzunehmen, die demokratische Staatsform sei schon an sich die idealste, die jeder Monarchie vorzuziehen sei. Sie kann im Gegenteil, wie die Geschichte lehrt, statt zur Wohlfahrt, zur Plage werden. Und sie wird es, wenn in ihr Rechte und Pflichten des Volkes nicht im Einklang stehen, wenn die Bürger weder durch eine genügende Bildung noch durch ihre übrigen Umstände imstande sind, einerseits von ihren Rechten einen würdi-

*) Aus: Lichter und Funken, Ausgewählte Feuilletons von Fritz Marti. Verlag Orell Füßli, Zürich.